

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 79 (1999)
Heft: 12-1

Artikel: Lesen und Auslesen
Autor: Ribaux, Louis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-166061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Louis Ribaux,

geboren 1930 in Bevaix/NE, war als Buchhändler in Zürich, Paris, Bern, Basel und schliesslich in St. Gallen (dort seit 1974 selbständig) tätig: seit 1993 vornehmlich Bücher-Antiquar. Gemeinderat in St. Gallen von 1973–1980, Kantonsrat 1980–1992. Mitglied der ULSG (Umweltliberale Gruppe der FDP St. Gallen). Präsident des St. Galler Theater-Vereins 1988–1998. Verfasser eines Lehrbuches über den Sortimentsbuchhandel und dreier Wanderbücher aus der Region St. Gallen/Appenzell.

LESEN UND AUSLESEN

In den Programmen deutschsprachiger Verlage war 1998 das Buch selbst ein grosses Thema. Nie zuvor wurde in so vielen Neuerscheinungen die Lektüre als eine existentielle Erfahrung beschworen. Letzte Zuckungen eines überkommenen Lebensstils angesichts der Übermacht computeranimierter Phantasien oder Vorboten einer Renaissance des Buches? Louis Ribaux lädt ein zu einer Auslese neuer (und alter) Belletristik und Sachbücher zum Thema Lesen.

In der Kurzprosa «Der Leser» von Robert Walser heisst es: *«Ist nicht auch das Leben ein Buch, das man zu der und der Zeit las? (...) Beides, Lesen und Leben, können nützlich und schädlich sein. Etwas webt, geht und lebt für sich weiter und weiter: die Zeit.»* Ulrich Bräker, von seinen toggenburgischen Landsleuten «Bücherfresser» genannt, schrieb in seinem Tagebuch (6. März 1787): *«Lesen – warlich ein seltenes Glück. In alle Welttheile reissen – zu Wasser und zu Land – Die Seltenheiten der Erde bewundern – um die Wette mit allen Philosophen in aller Liebe zanken (...) und alle Himmelsrichter ungenniert meine Meinung sagen (...) oder Geschichte einzelner Menschen durchgehn – wie innigwohl thuts, wenn ich irgendwo auf meine eigene stosse.»* Lesen – ein Anlass, sich selbst zu entdecken.

Ist Lesen deshalb ein subjektives Ereignis? Alberto Manguel betont in seinem Buch «Eine Geschichte des Lesens» das Wort «eine»; d. h. jeder Mensch erlebt seine private Lese-Geschichte! Wenn aber «Geschichte» als etwas (relativ) Objektives verstanden wird, etwas, das in der Vielfalt persönlicher Schicksale etwas Einheitliches sieht, liegen die Dinge weniger eindeutig. Vielleicht hilft uns Montaigne weiter, der den letzten seiner 107 Essays beginnen lässt: *«Keine Begierde ist natürlicher als die Wissbegierde. Wir erproben alle Mittel, die uns Erkenntnis verheissen. Wenn wir mit dem Denken nicht weiterkommen, behelfen wir uns mit der Erfahrung».* Wobei

Montaigne die «Erfahrung» als eine Nuance weniger würdig als das «Denken» einschätzt, sie aber als Notbehelf, die Wahrheit zu finden, allemal willkommen ist.

Vom Spuren-Lesen zum Bildschirm

«Die Geschichte des Lesevergnügens beginnt vielleicht beim Spuren-Lesen auf der Jagd, bei dem jene Hirnregionen aktiv sind, die später die Kulturtechnik des Lesens ermöglicht», befindet Thomas Anz in seiner Studie «Literatur und Lust. Glück und Unglück beim Lesen». Heute ist der Körper viel weniger eingebunden in das Lesen als früher (gewiss: nötig ist der gute Stuhl, der geeignete Tisch, das richtige Licht, das fürs Lesen geeignete Bett, der vom Lärm abgeschirmte Raum). Italo Calvino schreibt dazu in der Einleitung zu: «Wenn ein Reisender in der Winternacht»: «Du schickst Dich an, den neuen Roman (Wenn ein Reisender in der Winternacht) zu lesen. Entspanne Dich. Sammle Dich. Schieb jeden anderen Gedanken beiseite. Lass Deine Umwelt im Ungewissen verschwimmen. Mach lieber die Tür zu, drüben läuft immer das Fernsehen. Sag es den anderen gleich: (Nein, ich will nicht fernsehen!) Heb die Stimme, sonst hören sie's nicht: (Ich lese! Ich will nicht gestört werden!?) Vielleicht haben sie's nicht gehört bei all dem Krach; sag es noch lauter, schrei: (Ich fang gerade an, den neuen Roman von Italo Calvino zu lesen). Oder sag's auch nicht, wenn du nicht willst; hoffentlich lassen sie dich in Ruhe ...»

Bereits im Spätmittelalter kam unter den Benediktinern die «stille Lektüre» auf (was den Körper zur Disziplinierung zwingt), und diese wird noch heute für das effiziente Lesen empfohlen. Keine Lippenbewegungen, keinen Nachhall der Wörter im Kopf zulassen! Das stille Lesen wurde dank zweier Entwicklungen möglich: einer technischen und einer gesellschaftlichen. Parallel zum Christentum wurde der «Kodex» erfunden, eine gegenüber anderen Schriftträgern viel handlichere erste Form unseres Buches¹. Die Form des «Kodex» war zunächst vor allem im Gottesdienst vorteilhaft. Allmählich stellte man die Texte auch übersichtlicher dar; entscheidend war die Einführung der Trennung zwischen den Wörtern. Die Erfindung des Buchdrucks förderte diese Entwicklung immens. Der «Kodex» ist bis heute die selbstverständliche (und bewährteste) Form, in der Texte veröffentlicht wurden. Und es gab auch eine gesellschaftlich-mentale Entwicklung: Man begann, im Menschen ein Individuum zu sehen, dem ein Text anvertraut werden konnte, ohne dass man von aussen her kontrolliert, was der oder die Lesende beim Lesen erfuhrt. Man weiss ja nie, was in einem lesenden Menschen vorgeht. Lesen wird subversiv!

Heute erscheinen immer mehr Texte auf dem Bildschirm. Die Lektüre wird ähnlich jener der antiken Schriftrolle. Mehr noch: Der Text wird immateriell, quasi ohne «Ort», und er ist nicht mehr absolut. Als Leser kann ich mich beliebig einschalten, den Text verändern. Die Erkenntnis, dass

1 Der Kodex ist eine ursprünglich mit Wachs überzogene hölzerne Schreibtafel der Antike, mit andern zu einer Art Buch vereinigt.

Auguste Baud-Bovy (1848–1899), *Le petit liseur (Valentin couché sur le ventre, 1885*. Privat, Schweiz.

Lesen ein physischer und ein sinnlicher Akt ist, wird verstärkt, weil die Augen am Bildschirm stärker beansprucht werden. – «Lost in Space» heisst einer der Aufsätze, die im Januar 1998 im «DU» veröffentlicht wurden: «*Angekommen an einem Paradigmawechsel, der dieses Mal den Sprung vom gedruckten, materiellen Buch in den virtuellen Raum des Internet vollbringt, stehen auch wir vor der Frage, welche Folgen eine solche Wandlung zeitigen wird, droht doch die Virtualisierung des Wortes ein Verschwinden des Menschen selbst nach sich zu ziehen. (...) (So) produziert der Computer Generationen von Untoten, die weder tot noch lebendig, weder hier noch da sind, sondern sich in einem global village tummeln und Wiedergänger aus einer Welt sind, die es gar nicht gibt.*»

Der Leser – ein Nomade?

Möglicherweise ist das «nomadische Lesen» die künftige Form des Leseaktes. Nomadische Leser nehmen den Text nicht mehr *tel quel* auf; sie schalten sich sofort als Co-Autoren, als Mit-Denker ein. Sie schlüpfen quasi in den Text hinein. Der lesende Nomade sammelt, was er an seinem Weg durch die Welt und das Leben vorfindet; er akzeptiert das Gefundene, vergleicht es mit seinen bisherigen Lese- und Lebenserfahrungen, verknüpft das Neue mit dem bereits vorhandenen Netz von Wissen und Gefühlen. Der Nomade verwirft (ohne schlechtes Gewissen), was im Moment nicht zu ihm passt. So dringen



wir in gleichsam konzentrischen Kreisen vor; das Lesen ist ein bewusster Vorstoss ins Innere, ins Unbekannte. Die Texte sind unsere «Werkzeugkiste». Der einzelne Text ist damit kein Zufallsereignis, sondern Knotenpunkt eines Lebens.

Bücher als Knotenpunkte eines Lebens. Ist das wirklich so neu? Man hat vielleicht bildungsbewusster gelesen als heute (noch in den sechziger Jahren musste man z. B. Musils «Mann ohne Eigenschaften» gelesen haben), aber das gute Buch bildete doch auch schon früher einen Knoten im Lebensnetz, etwas, das uns prägte. *Elias Canetti* notierte: «Wie wenig du gelesen hast, wie wenig du kennst, aber vom Zufall des Gelesenen hängt ab, was du bist.» Eine Liste der «Lieblingsbücher», der «besten», der «wichtigsten» Bücher ist demnach immer subjektiv. Wobei «Lieblingsbücher» den Menschen auch intolerant gegenüber anderen Texten machen konnten. *Borges* warnt in seinem Essay «Die abergläubige Ethik des Lesers» vor einer Vergötzung des Stils. Nicht die Wirksamkeit oder Unwirksamkeit einer Seite stehe zur Diskussion, sondern die augenfälligen Fertigkeiten des Autors, seine Vergleiche, seine Akustik, die Beiläufigkeiten seiner Syntax. Man suche nach «Techniken» und wage keine eigene Überzeugung. *Cervantes*, behauptet *Borges*, sei kein «Stilist», da ihn die Schicksale viel zu sehr interessierten, «als dass er sich von seiner eigenen Stimme hätte ablenken lassen». *Borges* verlangt «Verneinung der geistigen Schemata und Bejahung der ursprünglichen Wahrnehmung». Genau das sei es, was das Beglückende des Lesens ausmacht.

Warum gefällt ein Text?

Roland Barthes hat 1973 mit seinem Buch «Le plaisir du texte», (deutsch: «Die Lust am Text») Aufsehen erregt. Und *Thomas Anz* weist in seinem Buch «Literatur als Lust» darauf hin, dass die (deutschsprachige?) Literaturwissenschaft offenbar noch heute der Frage: «Warum gefällt ein Text?» ausweicht. Dabei liege der Grund, warum die grosse Mehrheit aller Leute Gedichte, Romane und Stücke liest, darin, dass sie sie vergnüglich finden.» Es gibt keine Literatur ohne «erotisches», ohne sinnliches Potential. Diese Leselust ist allerdings komplex – und sehr subjektiv. Es gilt, die Kluft zwi-

schen Kunst und Vergnügen zu schliessen – denn in unserem Bewusstsein existiert die Kluft eigentlich gar nicht. Leben will kreativ sein, und Kreativität beim Lesen entsteht aus beidem: dem Text bzw. seinem Nachvollzug und dem eigenen «Dazutun». Erinnern wir uns an *Hans Blumenberg*, der in seinen nachgelassenen «Lebensthemen» feststellt: «Der Inhalt ist noch nicht die Botschaft!» Nun setzt das Lesen aber ein «hochkompliziertes Zusammenspiel heterogener Reizkomponenten» voraus (*Anz*). Zur Lust gehört auch die Unlust am Lesen: irgend jemand zwingt mich zur Lektüre; schlechte Lesegewohnheiten; Verachtung der Literatur; keine Zeit; andere Prioritäten ...

Zum Spielen wird man in der Regel nicht gezwungen. Und ich kann sagen: «Ich spiele nicht mehr!» Darin zeigt sich eine Gemeinsamkeit zwischen Spielen und Lesen. *Daniel Pennac* beginnt sein amüsantes Buch «Wie ein Roman» mit der Feststellung: «Das Verb «lesen» duldet keinen Imperativ. Eine Abneigung, die es mit ein paar anderen teilt: dem Verb «lieben», dem Verb «träumen» ... Man kann es natürlich trotzdem versuchen. Probieren Sie es mal: «Liebe mich!» «Lies! Jetzt lies doch, zum Teufel, ich befehle dir zu lesen!» «Geh in dein Zimmer und lies!». Ergebnis? Null. Er (dem der Befehl galt) ist über seinem Buch eingeschlafen ...»

Die zehn Rechte des Lesers

Pennac hat aufgrund seiner Beobachtungen zehn unantastbare Rechte des Lesers formuliert: «Das Recht, nicht zu lesen – das Recht, Seiten zu überspringen – das Recht, ein Buch nicht zu Ende zu lesen – das Recht, noch einmal zu lesen – das Recht, irgendwas zu lesen – das Recht auf Bovaryismus, d. h. den Roman als Leben zu sehen – das Recht, überall zu lesen – das Recht herumzuschmökern – das Recht, laut zu lesen – das Recht zu schweigen.» Wir möchten ein elftes Recht hinzufügen: das Recht, ein Buch von hinten nach vorne zu lesen!

Eine Geschichte des Lesens ist auch eine Geschichte der Poesie. «Man nimmt an, die Prosa sei der Realität näher als die Poesie. Ich halte das für einen Irrtum», schreibt *Borges*. *Peter von Matt* widmet sein neuestes Buch «Die verdächtige Pracht» der Lyrik. Sie sei «im Verdacht». «Niemand weiss,

«Wie wenig
du gelesen
hast, wie
wenig du
kennst, aber
vom Zufall
des Gelesenen
hängt ab,
was du bist.»

was ein Gedicht ist. Aber alle wissen ganz genau, warum eigentlich keine mehr geschrieben werden dürften. Und da sie trotzdem noch geschrieben werden, wird bekanntgegeben, wann sie noch zulässig sind und worüber. Keinesfalls über Bäume, oder über Bäume erst recht. Keinesfalls über die Liebe, oder über die Liebe erst recht. (...) Beim Roman geht es immer um seine Möglichkeit, beim Gedicht um seine moralische Berechtigung.» Denn Gedichte wollen zweierlei: Sie wollen schön sein, und sie wollen Vollkommenheit. Ist Schönheit ein Ärgernis? Sie kann es sein, sagt Borges: wenn sie hohl und mit Absicht hergestellt wurde. Hans Magnus Enzensberger plagt sich mit der Frage: «Darf Weisheit elegant sein?» Für ihn müssen sich Gefühle vor dem Gedanken rechtfertigen. «Was Enzensberger will», kommentiert Peter von Matt, «sind denkende Leser, die sich an der Eleganz seiner Weisheit erfreuen». Und Brigitte Kronauer ergänzt: «Nie hat für mich die Alternative: Schreiben oder Handeln? geheissen. Poetisches Schreiben ist Handeln! Für wen Wörter und Sätze so real wie Dinge sind – und das ist m. E. die Ausgangsbasis für Schriftsteller –, (...) der räumt beim Schreiben Sachen um, ja, so wie man Möbel verschiebt. In seinem Kopf und Gemüt sind Wörter nicht weniger handfest, als hätte er mit Schränken, Tomaten oder Belegschaften zu tun.»

Einer, der der Poesie den höchsten Rang zuerkannte, war Joseph Brodsky: «Bekanntlich gibt es drei Arten der Erkenntnis: die analytische, die intuitive und das, was von den biblischen Propheten als Offenbarung bezeichnet wurde. Der Unterschied der Poesie zu anderen Formen der Literatur liegt darin, dass sie alle drei Erkenntnisarten zugleich benutzt. Denn alle drei werden vermittelt durch die Sprache; und es gibt Zeiten, wo der Verfasser eines Gedichts sich mit Hilfe eines einzelnen Wortes, eines einzigen Reims an einem Ort wiederfindet, wo noch niemand vor ihm gewesen ist, tiefer im Unbekannten, als ihm selbst lieb ist» (Das unverwechselbare Gesicht in: «Der sterbliche Dichter»).

**«... schöner als der Skorpion,
aber genauso grausam»**

Es gäbe keinen Hunger nach Literatur in dieser post-postmodernen Epoche? Das

wieder auflebende Interesse an der Poesie scheint das Gegenteil zu beweisen. «Literatur zu lieben ist ein schönes und grausames Schicksal. Liebt sie einen doch mit einer Liebe wieder, die auf jeden Fall mächtiger ist als alles Zwischenmenschliche im sogenannten wirklichen Leben (...) Denn alle Liebesworte müssen fader klingen als Molly Blooms letzte Worte im «Ulysses» von Joyce.» Das ist in Simone Meiers Vorwort des Buches «Domino. Ein Schweizer Literatur-Reigen» zu lesen. Dabei gelingt es ihr, die Faszination wiederzugeben, die sich beim Lesen von Musil, Proust, Thomas Mann – und der Schweizer Autorin Gertrud Leutenegger eingestellt hat. «Ja, das Buch von Gertrud Leutenegger. Es hiess «Gouverneur», und ich las es in einem hohen, kahlen (Pariser Hotel-) Zimmer (...) Ab und zu kroch ein Skorpion die Wände hoch, und aus den Zeilen wuchsen Bilder, schöner als der Skorpion, aber genau so grausam. «Gouverneur» war mein erstes Buch von Gertrud Leutenegger, es war ein Schock, und es war Schweizer Literatur...».

Die Erfindung der Wirklichkeit

«Eines Tages würde ich – unter grösster Anstrengung, mich genau zu erinnern, anfangen, die Wirklichkeit zu erfinden. Denn die Erfindung der Wirklichkeit ist die Aufgabe echter Literatur», gibt die kroatische Emigrantin Dubravka Ugrešić in ihrem Buch «Das Museum der bedingungslosen Kapitulation» zu bedenken. Diese Wirklichkeit – das Trauma des jugoslawischen Bürgerkriegs – fängt sie in lapidaren Episoden ein. «Ein Flüchtling aus Zenica, der heute in Berlin lebt, hat seine Wohnung in aller Eile mit den nötigsten Dingen verlassen. Schon auf der Strasse, besann er sich, dass er die Familienfotos hätte mitnehmen sollen. Er kehrte um, aber die Tür war bereits verriegelt, und in der Wohnung waren andere Leute. «Ich möchte nur meine Fotos...» «Jetzt leben wir hier», sagten die Leute drinnen, ohne die Tür zu öffnen.» ... Dubravka Ugrešić fügt hinzu: «Es gibt zwei Sorten Flüchtlinge: solche mit und solche ohne Fotos.»

Diese flashartige Übermittlung eines Unglücks wäre nicht die Sache von Marcel Proust gewesen. Zwar registrierte auch er die Kurzmeldungen der Presse, aber sein weitgefächerter Roman «A la recherche du temps perdu» beweist, wie gut es sein

.....

Diese
Wirklichkeit –
das Trauma
des jugoslawi-
schen Bürger-
kriegs – fängt
Dubravka Ugrešić
lapidar ein:
«Es gibt
zwei Sorten
Flüchtlinge:
solche mit
und solche
ohne Fotos».

.....

Proust hat
zweifellos
erkannt, dass
nicht sein Leben
mittelmässig
war, sondern
das Bild,
das er sich
in der Erinnerung
davon
gemacht hat.

kann, wenn die menschliche Erfahrung nicht durch Verknappung Schaden nimmt. Ohne Achtsamkeit verpassen wir tausend Geschichten. *Proust* las gerne Fahrpläne; hinter jeder Station erkannte er die Dörfer und Städte und das Schicksal ihrer Bewohner. *«Précisez, n'allez pas trop vite»* war seine Sentenz. Wie immens viel wir von *Proust* lernen können, erfahren wir im Buch von *Alain de Botton* *«Wie Proust Ihr Leben verändern kann. Eine Anleitung»*. Dieser Text ist ein herrlicher Beleg dafür, wie man lesen kann. *Proust* zeigt uns die Vorteile der Lektüre: Man fühlt sich überall zu Hause (denn im Roman erkennt man seine *«Seelenheimat»* wieder); Lesen ist ein Mittel gegen Einsamkeit, und es bringt uns das Licht der Erkenntnis. Ein guter Roman beschreibt Dinge besser, als wir es tun können; es geht um ein *Wiedererkennen*, aber so, wie wir es selbst nicht hätten formulieren können. *Proust* hat viel gelitten; für ihn gab es von den zwei Methoden, Wissen und Weisheit zu erlangen (durch das Studium und den Schmerz), nur die zweite: den Schmerz des Lebens. Er half ihm, die Wirklichkeit zu erkennen.

Freundschaft mit Büchern galt *Proust* mehr als Freundschaft mit Menschen. Im Gespräch habe man wenig Gelegenheit, die eigenen Aussagen zu revidieren, sagte er einmal. Beim Lesen könne man seine Meinung ändern, ohne gleich sein Gesicht zu verlieren. *«Mit Büchern gibt es keine Liebenswürdigkeiten (...) Wenn wir den Abend mit diesem Freund (dem Buch) verbringen, so deshalb, weil wir wirklich Lust dabei haben. (...) Bei einem Buch dürfen wir ehrlich sein.»*

Marcel Proust hat den Maler *Jean-Baptiste Chardin* sehr geschätzt. Vielleicht weil er die Welt ähnlich gesehen hat: Im Stillleben offenbaren sich die Geheimnisse des Lebens. Stilleben heisst auch: zweimal hinsehen. *«Das Vergnügen, das wir empfinden, wenn wir ein zweites Mal hinsehen, steht im Mittelpunkt von Prousts Therapie»*, schreibt *de Botton*. *Proust* hat zweifellos erkannt,

dass nicht sein Leben mittelmässig war, sondern das Bild, das er sich in der Erinnerung davon gemacht hat. Vielleicht ist dies der ultimative Erkenntnisgewinn, den jede Fiktion bereit hält: Die Einsichten, zu denen uns Bücher verhelfen können, gründen im Bewusstsein, dass Lesen nur an der Schwelle des geistigen Lebens liegt und den Menschen darin einführen kann, aber nicht dieses Leben selbst ist. ♦

Erwähnte Bücher:

Michel de Montaigne, *Essays*, Neu übersetzt von Hans Stilett. Die Andere Bibliothek, Frankfurt, Eichborn, 1998.

J. L. Borges, *Essays*. Div. Bände. München, Hanser, 1982 ff.

Robert Walser, *Der Leser*. In *Gesammelte Werke* Bd. 9, Genf. Kossodo, o.J.

Ulrich Bräker, *Tagebücher*. München / Bern, Beck und Haupt, 1998.

Alberto Manguel, *Eine Geschichte des Lesens*. Aus dem Englischen, Berlin, Volk und Welt, 1998.
Thomas Anz, *Literatur und Lust. Glück und Unglück beim Lesen*. München, Beck, 1998.

Italo Calvino, *Wenn ein Reisender in einer Winternacht*. München, Hanser, 1992.

DU 1/98. Zürich.

Elias Canetti, *Provinz des Menschen*. München, Hanser, 1973.

Roland Barthes, *Die Lust am Text*. Frankfurt, Bibliothek Suhrkamp, 1974.

Hans Blumenberg, *Lebensthemen*, im Kapitel *Gleichgültig wann?* Reclam UB 9651, 1998.

Daniel Pennac, *Wie ein Roman*. Köln, Kiepenheuer & Witsch, 1994.

Peter von Matt, *Die verdächtige Pracht*. München, Hanser, 1998.

Brigitte Kronauer, *Die Sichtbarkeit der Dinge*. Stuttgart, Klett-Cotta, 1998.

Joseph Brodsky, *Der sterbliche Dichter und Flucht aus Byzanz*, München, Hanser, 1998.

Simone Meier (Hg.), *Domino. Ein Schweizer Literatur-Reigen*, Salzburg, Otto Müller, 1998.

Gertrud Leutenegger, *Gouverneur*. Frankfurt, Suhrkamp, 1986.

Dubravka Ugresic, *Das Museum der bedingungslosen Kapitulation*. Frankfurt, Suhrkamp, 1998.

Alain de Botton, *Wie Proust Ihr Leben verändern kann*. Aus dem Englischen. Frankfurt, S. Fischer, 1998.

Marcel Proust, *A la recherche du temps perdu*. Pléiade. Paris, Gallimard o.J. und Gegen Sainte-Beuve, aus dem Französischen. Frankfurt, Suhrkamp, 1997.

Wir lesen, was dasteht, aber was wir lesen, steht nicht einfach da.

aus: Christiaan L. Hart Nibbrig, *Warum lesen?*, suhrkamp taschenbuch, Frankfurt/Main 1983.